

**Grundlagenprobleme  
wissenschaftlicher Kommunikation als Entscheidungsverfahren**

Die Zeitschrift  
**ETHIK UND SOZIALWISSENSCHAFTEN (EuS)**  
als Forschungsprojekt

**Frank Benseler, Bettina Blanck, Rainer Greshoff, Werner Loh**

**1. Fundamentale geschichtliche Herausforderungen als Ausgangslage**

Nicht besondere soziale Bereiche, nicht bloß einzelne Gesellschaften oder Regionen, sondern die Menschheit insgesamt ist mit geschichtlich unabsehbaren Folgen von grundlegenden *Herausforderungen* wie Gen- und Medizin-, Computer- und Robotertechnologien, Erschließung des Weltraums, ökologischen Problemlagen und Kriegen mit ABC-Waffen betroffen, die allesamt von Menschen gemacht sind.

Institutionen und moralische Orientierungen, die diese Herausforderungen aufnehmen könnten, stammen aus Zeiten, in denen diese Herausforderungen höchstens in Utopien oder phantastischen Geschichten ahnbar waren. Es wäre zu prüfen, ob sie diese Herausforderungen überhaupt bewältigen können. Auch die sozialwissenschaftlichen Bereiche gründen nicht nur selbst in jenen vergangenen Zeiten, sondern sie stecken noch dazu in Formen, die es keineswegs mit der Effektivität der Technologien aufnehmen können, die die geschichtlich neue Lage haben schaffen lassen. In den einzelnen Sozialwissenschaften wird der Mangel immer wieder als Krise diagnostiziert (vgl. Anderson/Hughes/Sharrock 1987, Bakshi 1987, Hall 1982, Parker 1989) und in der Ethik ist das Angebot an grundsätzlich widersprechenden Orientierungen Normalzustand (vgl. v. Kuuscher 1982, 2. Kap.).

Der Zustand von Sozialwissenschaften und Ethik, besonders angesichts der technologischen Herausforderungen, ist selbst als *Herausforderung* anzunehmen (vgl. Giesen 1989). Beide Herausforderungen bedürfen einer der ge-

schichtlichen Konstellation angemessenen Besinnung, wenn man zu Antworten gelangen will, die sich besser als ohne solche Besinnung begründen und dadurch sozial auch verantworten lassen.

Unter "Begründer" sollen hier diejenigen Angaben verstanden werden, die Kriterien bestimmen, welche unter erwogenen Alternativen solche als Lösungen auswählen lassen, die besser als andere der Alternativen eingeschätzt werden. Hierin gehört auch eine reflexive Begründung, die angibt, daß zu jeweiligen Problemen keine begründete Auswahl möglich ist. Die soziale Vermittlung einer Begründung ist als "Verantwortung" zu fassen (vgl. Loh 1990a). Die folgenden Überlegungen gehen von der Einschätzung aus, daß es an grundlegenden Institutionen und Kommunikationsorientierungen mangelte, die in den hier zur Diskussion stehenden Bereichen Begründen und damit Verantworten kontinuierlich verbessern lassen.

## 2. Voraussetzungen für Metakritik

In allen Bereichen der ange deuteten Herausforderungen findet man eine Vielfalt an Meinungen und Einstellungen. Vor aller problemrelativen Klärung ist nicht auszumachen, welche der Positionen zutreffend und welche es nicht sind, oder ob unter den Positionen gar nicht begründet auszuwählen ist, etwa weil noch gänzlich neue zu erarbeiten sind. Solche Klärungen hätten erst einmal die Vielfalt an Positionen aufzunehmen, um für Begründungs- und damit Verantwortungsversuche Voraussetzungen zu schaffen. Für den Bereich der Wissenschaften würde dies bedeuten, daß zu jeweiligen Problemlagen Vielfalt umfassend und institutionalisiert zusammenzubringen und zu entwickeln wäre. Doch diese Idee läßt sich nur schwer verwirklichen, weil die Kommunikation zwischen den Vertretern und Vertreterinnen verschiedener Positionen unter einer *doppelten Einschränkung* steht:

*Vertreterinnen und Vertreter jeweiliger Positionen gehören zumeist Strömungen, Richtungen oder Schulen an.* Diese stecken den Rahmen ab, welche anderen Positionen als relevant eingeschätzt werden, welche man durch Gegenseitigkeit noch achtet, welche in Feindschaft nur abwertend zur Kenntnis genommen oder gänzlich mißachtet werden (s. Weymann 1989: 134). Es gibt gegenwärtig keine institutionalisierten wissenschaftlichen Kommunikationsinstanzen, die explizit anstreben, diese Einschränkungen aufzuheben. Hieraus resultieren die oben schon angedeuteten, immer wieder diagnostizierten Krisensensibilisierungen (vgl. auch Borß/Hartmann 1985: 9 u. Wehrspau 1985: 11) und

Schwierigkeiten, nicht nur die Literaturflut zu bewältigen (vgl. Matthes 1988), sondern auch angemessen zu kritisieren (vgl. Hartmann 1991 u. Junge 1993).

Zu dieser durch Positionen bedingten Kommunikationseinschränkung kommt eine zweite hinzu. *Viele Problemgebiete sind nicht an die institutionalisierten Disziplinen gebunden.* Man kann die These verteidigen, daß, je grundlegender die Problemlagen sind, sie um so weniger von Kompetenzen her zu bearbeiten sind, die sich aus durch Spezialisierung entstandenen Fächern herleiten. Will man z. B. den psychiatrischen Grundterminus "Wahn" klären, dann ist ein solches Unternehmen nur in dem Maße Erfolg versprechend, wie zugleich in den Klärungsprozeß auch andere Termini wie z. B. "Glaube", "Ideologie", "Mythos", "Vorurteil" und "Wissenschaft" einbezogen werden. Doch die Bereitschaft ist gering, öffentlich und über den eigenen Kompetenzbereich hinaus, sich auf solche Klärungsprozesse einzulassen, obgleich sie Voraussetzung sind, daß in dem jeweiligen Spezialgebiet verantwortbar angebar ist, wie denn nun etwa »Wahn« von z. B. »Glaube« abzugrenzen sei. (Wie wenig diese Problemlage geklärt ist, macht die Diskussion im Anschluß an den EUS-Hauptartikel von Schneemann (1990) deutlich).

Vermutlich sind die oben ange deuteten grundlegenden Herausforderungen nur dann zu bewältigen, wenn sich statt der durch Spezialisierungen hervorgerufenen Disziplinen gegenläufige Institutionalisierungen verbieten, die generalistischere Kompetenzen ermöglichen würden (Transdisziplinarität), also nicht allein Interdisziplinarität hervorbrächten oder nur kurzfristige, an Projekte gebundene generalistische Kompetenzen entstehen ließen. Andererseits ist der Gefahr zu begegnen, eine von den speziellen Disziplinen losgelöst und mit ihnen nicht mehr wie auch immer kritisch zu vermittelnde Überflieger-Generalistik zu fördern. *Eine disziplinen-vermittelte Generalistik ist also in den wesentlich von qualitativen Problemlagen betroffenen Sozial- bzw. Kulturwissenschaften auszubilden* (vgl. Patzelt 1986: 343). Hierzu kann auch die Zusammenführung mit der eher generalistischen Ethik beitragen.

Jede Person, die in wissenschaftlichen Bereichen kritische Vielfalt möglichst umfassend zusammenbringen möchte, ist nun selbst von beiden Einschränkungen betroffen, denn sie vertritt unweigerlich bestimmte Positionen und hat in der Regel eine fächergebundene Ausbildung hinter sich. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die etwa über Psychisches oder Soziales Konzepte entwickeln, können in die Lage gelangen, daß sie selbst unter diese Konzepte fallen. Hierin liegt die Gefahr, Konzepte so einzurichten, daß man die eigene Position als die beste auszeichnet. Lübbe (1987) hat »totalitäre Ideologien«

wie folgt charakterisiert: "Totalitäre Ideologien sind ihrer Präention nach umfassende Theorien des Ganges von Natur und Gesellschaft in ihrer Geschichte. Den Subjekten der einschlägigen Theorien sagen sie zugleich, wieso sie kraft ihrer singulären realen Position im ideologisch erkannten Natur- oder Gesellschaftsprozess die ersten oder sogar einzigen sind, denen es überhaupt möglich ist, Einsicht in diesen Prozess zu gewinnen." (20) Die hinter dieser Bornierungsgelahr stehende *Selbstreferentialität* ist nicht zu umgehen, sondern zu thematisieren, damit Mittel gefunden werden können, die die aus der Positionalität und spezialistischen Disziplinarität resultierenden möglichen Einschränkungen aufheben helfen.

Welche Institutionalisierungen könnten also geeignet sein:

- möglichst viele Strömungen, Richtungen und Schulen für eine kritische Vielfalt zusammenzubringen,
- möglichst Vertreter und Vertreterinnen verschiedener Fächer, die ein Thema umfassend erörtern, zusammenzuführen und
- zugleich das Problem der Selbstreferentialität aufheben zu helfen?

Gerade diese Fragestellung läßt deutlich werden, daß solche Institutionalisierungen angesichts der sie selbst betreffenden ungeklärten Probleme in dem Sinne auch flexibel sein müssen, als die *Institutionalisierungswege selbst auf ihre Verwirklichungen hin befragbar und veränderbar sein müssen*.

Schließlich sollten solche neuen Institutionalisierungen nicht als »Großforschungen« beginnen, sondern sollten zunächst in kleinerem Ausmaß Möglichkeiten erkunden. Aber Dauerinstitutionalisierungen von Forschungen, die Vielfalt fächerübergreifend zusammenführen sollen, müßten gemessen an den üblichen Institutionalisierungen gleich den Umfang von größeren Forschungseinrichtungen annehmen, um überhaupt hinsichtlich der genannten Herausforderungen eine zureichend kritische Masse entfalten zu können. Auch die bloße fortlaufende Organisation von Kongressen bzw. Tagungen wäre nicht nur (finanziell) sehr aufwendig, sondern man würde wegen der Konzentration auf diese Veranstaltungen hin keine hinreichend ausgearbeitete Darlegung der kritischen Vielfalt erreichen. Bedenkt man auf diese Weise verschiedene Möglichkeiten, so führt dies zu einem Institutionalisierungsvorschlag, der in der jetzigen und absehbaren Zeit vermutlich die beste Chance hätte, der angegebenen Idee, eine kritische Vielfalt forschungsförderlich zusammenzubringen, näher zu kommen: Es müßten Zeitschriften institutionalisiert werden, die selbst als *Forschungsprojekte* zu entfalten wären.

Wissenschaft ist nach dem üblichen Bilde besonders kritisch. Demnach müßten wissenschaftliche Zeitschriften Kritik in dem Sinne institutionalisiert haben, als sich an jeweilige Hauptartikel Kritiken anschließen, auf die in einer Replik geantwortet werden müßte. Doch derartige Zeitschriften haben sich im Wissenschaftsbereich früher nicht entfaltet und erst in letzter Zeit beginnen sie sich - z. B. die Zeitschriften »Behavioral and Brain Sciences« und »Ethik und Sozialwissenschaften« - langsam zu verbreiten (s. allerdings die FAZ-Meldung vom 2.5.1991, daß das Journal of Molecular and Cellular Immunology eingegangen sei, weil sein Chef-Editor in der Zeitschrift die zu eingereichten Manuskripten eingeholten Gutachten veröffentlichte). Rezensionen mag man als Vorläufer ansehen. Doch sie führen keine genügende kritische Vielfalt zusammen (vgl. Hartmann 1991). Oft bleibt es bei einer Rezension (vgl. statt anderer die Soziologische Revue).

Kontrastiert man Zeitschriften, die es sich nicht zur Aufgabe gemacht haben, eine kritische Vielfalt zusammenzubringen, mit dem Bilde von Wissenschaft, dann mag dieser Mangel erstaunen. Es ist hier nicht der Ort, die daraus entspringenden Fragen zu vertiefen. Doch durchdenkt man die Möglichkeiten der Verwirklichung hinsichtlich des Bereiches Sozialwissenschaften und Ethik, dann wird verstehbar, daß diese einfache Grundidee schwerlich mit bisherigen Organisationsformen gelingen kann. Am Beispiel einer Zeitschrift als spezifischer Forschungsinstitution ergeben sich folgende Probleme:

Will man eine nicht-ingeschränkte Vielfalt zusammenbringen, muß die klassische Filterfunktion von Herausgebern und Herausgeberinnen, Redaktion und Beirat hinsichtlich der inhaltlichen Bewertung von Beiträgen derart aufgehoben werden, daß einerseits die Linie einer umfassenderen Vielfalt möglich wird, aber andererseits auf längere Sicht nicht die Qualität der Beiträge leidet, sondern eher zunimmt.

Es müßte also ein Weg gefunden werden, wie Beiträge in eine Zeitschrift aufgenommen werden könnten, ohne daß inhaltliche Maßstäbe von Seiten der Herausgeberschaft usw. an diese Beiträge angelegt würden. Andererseits sollten diese Beiträge ohne den klassischen Filter einer Herausgeberschaft dennoch derart kritisch eingeschätzt werden können, daß hierdurch die Qualität der Beiträge zunehmen kann. Diese Konstellation läßt sich dadurch erreichen, daß man einen Beirat aufbaut, der andere Funktionen übernimmt, als Beiträge üblicher wissenschaftlicher Zeitschriften. Für den Bereich der Sozialwissenschaften und Ethik sollte der Beirat derart umfangreich sein, daß er die verschiedensten Richtungen und Fächer repräsentiert.

Beiratsmitglieder sollten das Recht haben: 1. alle Hauptartikel kritisieren zu dürfen, 2. zu angenommenen Themen Hauptartikel und 3. Briefe zu veröffentlichen, wenn sie etwas an der Zeitschrift kritisieren wollen. Trotz seiner Größe würde ein solcher Beirat auf Dauer nur zu einem geringen Teil Beiträge liefern können. Seine wesentliche Aufgabe läge einerseits in der Kontrollfunktion, die Vertrauen dafür schaffen sollte, daß diese Zeitschrift der Aufgabe, möglichst umfassend kritische Vielfalt zusammenzubringen, gerecht würde, derart, daß es auch für verfeindete und einander mißachtende Positionen nicht reputationsmindernd wirke, in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen. Andererseits hätte diese Kontrollfunktion zur Folge, daß, wer in dieser Zeitschrift veröffentlichten wollte, wüßte, daß Beiratsmitglieder kritisieren könnten. Hierdurch sollte auf Dauer ein hohes Niveau der Zeitschrift erreicht werden, wobei die Kriterien für eine solche Maßbestimmung auch in der Zeitschrift selbst zu diskutieren wären.

Die Organisation von Diskussionen und insbesondere das Erkunden und Einwerben von potentiellen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen sowie die Diskussionen mit diesen würde ein wissenschaftliches Team erfordern, das selbst vom Geist des Forschens getragen sein müßte. In diesen Tätigkeiten kämen die Maßstäbe des Teams zum Ausdruck. Es sollte daher sich selbst an dem Kritikprozeß der Zeitschrift beteiligen, um so die Positionen für Außenstehende durchsichtiger und kritisiertbar zu machen, aber auch, um zu verdeutlichen, daß Veröffentlichungen nicht die inhaltliche Zustimmung des Teams hätten. Für die Zeitschrift 'Ethik und Sozialwissenschaften' diagnostizierte Rath (1990: 203) einen eigenen "EuS-Typus" der Kritik; diesen Gedanken hat inzwischen Hartmann (1991: 149) aufgegriffen. Ein solches Team müßte also ein Forschungssteam sein und wenn es die Redaktion bildete, konstituierte es eine Forschungsredaktion. Sofern es um die dargelegte Organisation des Zusammenbringens von kritischer Vielfalt und die Selbstbeteiligung ginge, soll von einem "Zeitschriftprojekt erster Stufe" als "Forschungsprojekt erster Stufe" und einem "Forschungssteam erster Stufe" bzw. einer "Forschungsredaktion erster Stufe" die Sprache sein.

### 3. Forschungsprojekt zweiter Stufe

#### 3.1 Metakritik

Wollte man die oben angegebenen grundlegenden Herausforderungen auch dadurch aufnehmen, daß man versuchte, zu begründeteren Entscheidungen zu

gelangen, und sei es nur, daß man zu begründen vermöchte, warum zu jeweiligen Problemen nach gegenwärtigem Wissen keine begründeten Entscheidungen möglich seien, dann würde es nicht genügen, zu Problemlagen eine kritische Vielfalt an Meinungen zusammenzuführen (vgl. Homann/Suchanek 1989: 82 ff.). Schon das Wissen um die anhaltenden latenten oder manifesten Grundlagenkrisen in einzelnen Disziplinen könnte verdeutlichen, daß die *bloße Konfrontation von Meinungen und Gegene Meinungen noch nicht zu einem Klärungsprozeß führen muß*.

Im logisch-mathematischen Grundlagenstreit haben die Kontroversen im ersten Drittel dieses Jahrhunderts sogar dazu geführt, daß man sie im zweiten Drittel zunehmend nicht mehr von ihren Gründen her diskutierte, sondern nur noch im interobjektiven Bereich der Kalkülisierungen verschiedene Formen zuliess. Für diese Art der Problemverschiebung ist R. Carnaps (1968) Forderung im Jahre 1934 ein markantes Beispiel: "Der Schritt aus dem Chaos der subjektivistischen philosophischen Probleme auf den festen Boden der exakten syntaktischen Probleme muß getan werden. (...) Dann erst besteht die Möglichkeit einer fruchtbaren Zusammenarbeit verschiedener Forscher an denselben Problemen" (261). Diese Forderung ist Ausdruck der Resignation, rational die Gründe für den Grundlagenstreit klären zu können, ohne daß etwa einmal versucht worden wäre, Grundlagenkrisen verschiedener Disziplinen vergleichend zu untersuchen (erste Ansätze bietet Thiel 1972). Hier wurde also ohne hinreichende Versuche »Rationalität« dadurch gewonnen, daß man unterstelle »Irrationalität« aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausgrenzte, anstatt sie zu erforschen.

Wenn man die Vielfalt an Meinungen zu jeweiligen Problemlagen zusammenführte, um Voraussetzungen für begründetere Entscheidungen zu schaffen, dann würde die Ausgrenzung von Meinungen als »subjektiv« oder »irrational« es erschweren - ähnlich wie bei unterschlagenen Fakten -, für diese Vielfalt Klärungen zu versuchen, und damit jenen Tendenzen Raum verschaffen, die wissenschaftlicher Rationalität nur geringe oder keine wahrhaftigen Klärungen zutrauen.

Demnach kann man zweierlei Arten von Positionenvielfalt unterscheiden: Einmal wird Vielfalt dadurch stabilisiert, daß man es ablehnt, diese Vielfalt daraufhin zu untersuchen, inwiefern sie berechtigt ist oder nicht. Sie wird hier zum Dogma einer rationalen Begründung vermeidenden Strategie. Eines, was heute als »postmodern« gilt, ist dieser Haltung zuzurechnen (vgl. Welsch 1988: besonders 32-36). Die andere Art des Umgangs mit Vielfalt versucht

dagegen herauszufinden, ob sich Entscheidungsverfahren entwickeln lassen, die helfen, ob unter jeweiliger Vielfalt nicht begründet zu entscheiden ist und damit Positionen dezisionär einzunehmen oder ob gegebenenfalls Positionen als schlechte oder gute Alternativen auszuzeichnen sind.

Die Zeitschrift 'Ethik und Sozialwissenschaften' steht unter der Idee der zweiten Art des Umgangs mit Vielfalt:

Die Einheiten aus Hauptartikeln, Kritiken und Repliken sollen die im Wissenschaftsbereich vertretenen Auffassungen möglichst umfassend in EUs zusammenführen. Um diese Vielfalt weiter zu klären, ist eine zusätzliche Instanz entwickelt worden, die "*Metakritik*" genannt wird. Sie stellt international etwas Neues dar. Die Metakritik soll Vielfalt daraufhin untersuchen, was von ihr für Begründungen taugen könnte oder was begründen läßt, wieso Begründungen nicht möglich erscheinen. Eine Metakritik soll keine richterliche oder zensurierende Instanz im Sinne einer Superkritik sein, die in den Kontroversen dekretiert, welche Position zutreffend sei, sondern *Voraussetzungen* für mögliche Entscheidungen schaffen. Metakritiken sollen in einer Zusammenstellung von offenen Forschungsfragen münden. Hieran mögen spätere Diskussionen anknüpfen.

Mit der Metakritik wird eine neue Ebene der Forschung erreicht, auf der die Herausforderungen aufgenommen werden sollen, die sich durch die jeweilige kontroverse Vielfalt ergeben. Sie bildet somit das wesentliche Forschungsinteresse, das EUs trägt. Die vielfältigen Diskussionen bieten eine immer reicher werdende Erfahrungsbasis für ein solches Forschungsinteresse. Mit der Metakritik erreicht das *Zeitschriftenprojekt* eine *zweite Stufe*, die ein Forschungssteam und eine Forschungsredaktion zweiter Stufe erfordert. Es gibt bisher keine wissenschaftliche Forschungstradition, die von dem Problem ausgeht, wie mit kontroverser Vielfalt in den jeweiligen Disziplinen klärend umzugehen ist (dies beklagen etwa auch Camus/Eltling 1986: 88 ff. und Mozeic 1990: 272 ff.). Verschiedene Vorgehensweisen sind zu erproben, wodurch zunehmend vergleichende Diskussionen möglich werden.

Da das Forschungssteam als Forschungsredaktion auf der ersten Stufe reiche Erfahrungen im Umgang mit Vielfalt sammeln kann, ist es besonders gefordert, Konzepte für die Metakritik zu entwickeln und zur Diskussion zu stellen, nicht zuletzt auch deswegen, weil die Gestaltung der Zeitschrift wesentlich von den Konzepten abhängt, die auch die metakritischen Forschungen tragen. Im folgenden wird eine Konzeption skizziert, die diese Abhängigkeit verdeutlicht.

Zunächst werden die Ziele angegeben, die Konzeptualisierungen für metakritische Untersuchungen anstreben sollen: 1. Metakritische Konzepte müssen allgemein sein, damit sie möglichst viele verschiedene Strömungen, Richtungen und Schulen umfassen. 2. Da metakritische Konzepte selbst kontrovers sein können, sollen sie in Selbstreferenz anwendbar, aber durch die Selbstreferenz nicht schon als die besten ausgezeichnet sein. Es ist also eine durch die Selbstreferenz erschlichene Selbstbestätigung zu vermeiden. Es muß offen bleiben, ob ein metakritisches Konzept, selbstreferentiell bedacht, das beste ist. 3. Metakritische Konzepte sollen zu einem begründeteren Umgang mit jeweiliger Vielfalt verhelfen und sei es nur, um zu begründen, warum keine Begründung möglich erscheint.

Nun kann man die Vielfalt an Tendenzen in den Sozialwissenschaften und Ethik selbst als Ausgang des zu entwickelnden Konzeptes nehmen, indem man fragt, *ob* und gegebenenfalls *wie* hier zu entscheiden sei. Dieser Frage wurde ansatzweise auch in der Theorienvergleichsdebatte der 70er Jahre in den Sozialwissenschaften nachgegangen (vgl. Hondrich/Mathes 1978; zur Kritik an dieser Debatte, die als inzwischen versandet gilt, vgl. Holzer 1982, Müller-Godeffroy 1981, Opp/Wiippler 1990; zur allgemeinen Problematik vgl. auch Newton-Smith 1981, Shapere 1984, Luecken 1992 sowie die Beiträge in Agazzi 1990). Weiterhin wäre zu fragen, inwiefern und in welchem Ausmaß die einzelnen Strömungen, Richtungen und Schulen sich durch spezifische Entscheidungen konstituieren. Demnach wären auch unterschiedliche Entscheidungsarten voneinander abzuheben, die auch nach ihren Effektivitätsgraden zu differenzieren wären.

Es kann z. B. sein, daß spezifische Probleme nur mit Hilfe weniger effektiver Entscheidungen zu beantworten sind, so daß eine Entscheidung für bessere Entscheidungsarten ungünstig wäre. Hierdurch ergibt sich ein gestuftes Entscheidungsproblem: Wie ist zwischen unterschiedlichen Entscheidungen zu entscheiden? Ein Entscheidungskonzept, das dieser Frage folgt, darf sich nicht an spezifische vorhandene Entscheidungstheorien binden, weil hierdurch der umfassendere Ansatz verloren geht. Vielmehr muß ein solches Entscheidungskonzept vorhandene spezifische Entscheidungstheorien als besondere Gestalten bestimmen lassen. Ein solches Konzept hat also einerseits so allgemein zu sein, daß es schon als "trivial" bezeichnet werden kann, andererseits muß es derart konkretisierbar sein, daß es die angestrebte Verbesserbarkheit der Sozial- bzw. Kulturwissenschaften und Ethik begründet erhoffen läßt. Das allgemeine Konzept darf also nicht präjudizieren, welche Entscheidungsarten förderlich sind, andererseits muß es dennoch Konkretisierungen ermöglichen,

die plausibel machen, wieso bestimmte Entscheidungsarten hinsichtlich gewisser Probleme unangemessen sind. Es muß also ein Konzept sein, das zwar Orientierungen bietet, aber dennoch offen für grundsätzliche Neuerungen ist, also auch nicht verhindert, selbst hinterfragt zu werden (Selbstreferentialität).

Um einen möglichst umfassenden Ansatz für den Umgang mit Vielfalt zu gewinnen, wird dieser als Entscheidungsproblem konzipiert. Luhmann (1978: S. 8 ff. u. 1981: S. 105 ff.) thematisierte eine ähnliche Vorgehensweise. Aber die methodische Durchführung eines solchen Umgangs mit Vielfalt bleibt bei ihm sehr im Dunkeln und leistet einer selbstreferentiellen Immunisierung Vorschub (vgl. Greshoff 1991).

Unter "Entscheidung" soll hier das Erwägen von mindestens einer Möglichkeit und die positive oder negative Bewertung des Erwogenen verstanden werden. Entscheidungen resultieren zumeist aus Fragen (Problemen, Aufgaben, Zielen usw.) und können in Lösungen münden. Lösungen mögen deskriptiv oder präskriptiv sein. Hier sollen unter dem Aspekt des Vielfaltproblems verschiedene Arten des Erwägens bedacht werden.

Die *quantitativen* Erwägungsalternativen sind (in einer von Mathematik geprägten Kultur) leicht herstellbar. Die Regeln für die Zuordnung von Zahlen lassen z. B. zu dem Begriff der Länge hinsichtlich jeweiliger Maßeinheiten alle überhaupt denkbaren Alternativen bestimmen. Eine so angelegte Erwägung verbürgt also die Möglichkeit, von der problemrelativen *denkbaren Vollständigkeit* der zu erwägenden Alternativen auszugehen zu können. Mit einer solchen Vollständigkeit erstellt man einen Erwägungshorizont, der auch Unzutreffendes beinhalten kann. Vollständigkeit der überhaupt denkbaren Erwägungsalternativen schließt also die Möglichkeit von potentiell Falschem mit ein. Der Begriff der Geschwindigkeit läßt alle denkbaren quantitativen Konkretionen zu, auch solche, die nach vorherrschender Auffassung nicht vorkommen können (z. B. Geschwindigkeiten, die höher als die Lichtgeschwindigkeit sind).

In *Approximationsangaben* werden nicht nur Lösungen aus einem Möglichkeitenhorizont bestimmt, sondern auch der Bereich mitgeteilt, der bloße Erwägung bleiben muß, weil hier nicht begründet ausgewählt werden kann - etwa weil das Meßgerät nicht die entsprechende Genauigkeit bietet. Auch qualitative Klassifikationen - wie z. B. biologische Taxonomien - ermöglichen, Erwägungsalternativen zusammenzustellen, die einerseits den Bereich der Lösung begründbar angeben und andererseits den derart nicht auszuzeichnenden Erwägungsbereich denken lassen.

Lassen sich Erwägungen stufen, so daß man sagen kann, bis zu welcher Stufe eine begründbare Auswahl möglich ist, und läßt sich dann noch mindestens eine Stufe angeben, unterhalb der nicht mehr derart auszuwählen ist, dann sollen solche Entscheidungskonstellationen "*approximationsfähig*" genannt werden. Die meisten qualitativen Klassifikationen sind nicht an Regeln orientiert, die jeweils alle denkbaren Erwägungsalternativen bestimmen ließen. So sind z. B. biologische Taxonomien auf das empirisch Vorfindbare hin entworfen (vgl. Weyl 1966: 190). Sie sind also insofern unvollständig. Werden neue Arten gefunden, muß die Taxonomie mehr oder weniger verändert werden. Andererseits stehen die Taxonomien der Biologie unter der Idee, alle vorfindbaren Arten zu berücksichtigen. Es ist also statt von einer Vollständigkeit, die auf das überhaupt Denkbare hin entworfen ist, aber auch das Vorfindbare einschließt, von einer *Vollständigkeit* auszugehen, die dem *Vorfindbaren verhafter bleibt*. Diesen Überlegungen lassen sich Merkmale entnehmen, welche miteinander kombiniert, alternative Entscheidungskonstellationen bestimmen lassen. Folgende Tafel gibt eine Übersicht:

### A p p r o x i m a t i o n s f ä h i g k e i t

+

-

	qualitativ	quantitativ	qualitativ	quantitativ
denkbare		z.B. phys. Messung	Selbstref. Verortung dieser Tafel	
Vollständigkeit vorfindbare	z.B. biol. Taxonomie			
denkbare				
Unvollständigkeit vorfindbare				

Die Tafel gibt qualitative Entscheidungsformen an. Sie ist im Sinne der oben gestellten Forderung selbstreferentiell nutzbar. Sie ist nicht als Approximationsordnung aufgebaut, auch wenn sich diese herstellen ließe. Hinsichtlich der Merkmale schafft sie als Kreuztabelleitung qualitativ denkbare Vollständigkeit, wobei allerdings der jeweilige Verknüpfungsmodus im Dunkeln bleibt. Die Tafel ist also durch diese Selbstreferentialität nicht als die Beste ausgezeichnet. Doch sie macht das Forschungsproblem verständlich, inwiefern selbst mit Approximationen noch approximativ umzugehen ist.

### 3.2 Metakritik als Zubereitung von Entscheidungskonstellationen

Geht man von einer wie in der angegebenen Tafel skizzierten Unterteilung verschiedener Arten von Entscheidungskonstellationen aus, dann könnte es eine Aufgabe von Metakritik sein, die in einer Diskussionsseinheit zur Sprache gebrachte Vielfalt daraufhin zu untersuchen, welchen Arten von Entscheidungskonstellationen diese Vielfalt zuordenbar ist.

Um Vielfalt in Entscheidungskonstellationen überführen zu können, muß zunächst erst einmal geklärt werden, ob *gleiche Fragen* (Probleme usw.) und *gleiche Gegenstandsbereiche* zu einer kontroversen Vielfalt vorliegen. Eine Kontroverse ist illusionär, wenn diese Voraussetzung nicht erfüllt ist. Hierin ist eine wesentliche Bedingung für Grundlagenkrisen in den verschiedenen Disziplinen zu sehen. Im logisch-mathematischen Grundlagenstreit geht es u. a. auch darum, ob die Aussagen etwa auf platonische Wesenheiten (Frege), auf das Zusammenspiel apriorischer Vermögen (Kant, Brouwer (?)), auf physische Gegenstände (J. St. Mill), auf Psychisches (Sigwart) oder auf vereinbarte Kalküle (Hilbert, Carnap) zu beziehen seien (vgl. Loh 1980: Kap. J). Kürzlich formulierten Biervert und Wieland (1990) für die Wirtschaftswissenschaften: "Seit ihrer Konstituierung haftet der modernen Ökonomik als ungelöstes Problem die Bestimmung ihres Gegenstandsbereiches [...] an" (10). Vor aller Klärung von Entscheidungsproblemen hinsichtlich jeweiliger Gegenstandsbe-reiche ist also die Bestimmung des Gegenstandsbereiches selbst als Entscheidungsproblem zu fassen. Hieraus folgt für Eus, daß Grundlagenkrisen und Grundlagenstreite der verschiedenen Disziplinen hinsichtlich des Problems der Bestimmung ihrer Gegenstandsbereiche wesentliche Themen sein müssen (vgl. z. B. Kazmierski 1993 sowie Weise 1994).

Will man unter einer Vielfalt an Meinungen begründet auswählen, dann ist zu klären, was an der Vielfalt als Erwägungsalternative(n) taugt. Wie ist aber

"Alternative" zu bestimmen? Damit etwa »Wahn« und »Wissenschaft« als Alternativen bestimmbar sind, müssen ihre Begriffe unter einem abstrakteren Begriff, etwa 'intelligentes Denken' (Wahn soll mit 'erhaltener Intelligenz' (Huber/Gross 1977: 11) einhergehen), fallen können. Sieben Meter sind deswegen zu acht Metern als Alternative bestimmbar, weil ihre Begriffe unter den abstrakteren Begriff 'Meter' subsumierbar sind. Derartige Subsumtionsverhältnisse sind notwendige, aber noch nicht hinreichende Kennzeichen für Alternativenangaben.

Wegen der hinsichtlich des umfassenden Gebrauchs mangelnden Klärung, was "Alternative" zu nennen sei, müßte dieses Thema in der Zeitschrift diskutiert werden. Dieser Terminus wird in der Literatur häufig wenig geklärt gebraucht, so zum Beispiel bei Ludes (1989), wo er eine wesentliche Rolle spielt (vgl. den Untertitel: 'Zur Entwicklung des Orientierungsmittels Alternativen'). Entscheidungstheoretiker/innen gehen vielfach von einem auf Handlungsmöglichkeiten eingeschränkten Alternativenbegriff aus (vgl. statt anderer Laux 1982: 5 f.). Hierdurch wird das Erwägen und Entscheiden auf eine spezielle Möglichkeit hin eingeschränkt, etwa auf praktisches Handeln, wodurch der »deskriptive« Bereich nicht einbezogen wird.

Wenn Subsumtionsverhältnisse Voraussetzungen dafür sind, daß etwas als alternativ faßbar ist, dann wären Beiträge zu Kontroversen nur in dem Maße auf Entscheidbarkeit hin entworfen, wie in ihnen die Klärung von Begriffen angestrebt wird. Es sind daher Diskussionen und metakritische Strategien zu fördern, die zu Begriffsklärungen in den verschiedenen Disziplinen beitragen. Hierbei sollte besonders auf grundlegende Begriffe Wert gelegt werden, da sie als abstrakte Begriffe in konkretere eingehen und sich daher die Ungeklärtheiten der abstrakteren Ebenen in den konkreteren fortsetzen (vgl. Greshoff/Loh 1987: 32 f.). Damit lassen sich auch Fragen wissenschaftlicher Kommunikationsfähigkeit verknüpfen: Bei welchen Begriffsverfähigkeiten können Kommunikationen in dem Sinne gelingen, daß Mitgeteiltes den eigenen Wissenspositionen verstehend zugeordnet werden kann? Welche Begriffsverfähigkeiten fördern dagegen Mißtrauen, Abschottungen oder Krisen in den Wissenschaften? (Zum Problem wissenschaftlicher Kommunikation vgl. auch Zima 1993.)

Von den entwickelten Gedanken her läßt sich somit begründen, warum Eus vornehmlich generalistisch-interdisziplinären und transdisziplinären Themen offen stehen soll. Metakritiken haben die Diskussionen auch daraufhin zu untersuchen, inwiefern sie zur begrifflichen Klärung beitragen.

In dem Maße, wie man Alternativen nicht erwägt, können neu hinzukommende Alternativen, die zuvor als begründet erschienene Entscheidung unbegründet werden lassen. Die neuzeitliche Diskussion des Leib/Seele-Problems lebt wesentlich davon, daß nicht alle Möglichkeiten durchdacht worden sind, die sich etwa auch dadurch ergeben, daß man fragt, ob es eine räumliche Erfassungsfähigkeit des Psychischen gibt oder nicht und ob das Psychische Räumlichkeit besitzt oder nicht. Denn so, wie es im Gehirn keine Schmerzrezeptoren gibt, obgleich Verletzungen möglich sind, so wäre ja auch zu diskutieren, wenn man dem Gehirn Psychisches zurechnet, daß es hier keine Räumlichkeitserfassung gibt, obgleich Räumlichkeit des Psychischen angenommen werden könnte (Blanck 1988: 11).

Entscheidungen sind also tendenziell *instabil*, wenn nicht eine problemrelative Vollständigkeit der zu erwägenden Alternativen erreicht worden ist. In dem Maße, wie man aber das Erwägen von Alternativen nicht nur dem Bereich der Genese von Entscheidungen und deren Lösungen überläßt, sondern die erwogenen Alternativen als eine Gelungsbedingung für wissenschaftlich verantwortbarere Entscheidungen und deren Lösungen betrachtet, würden Entscheidungen und deren Lösungen an Stabilität gewinnen. In quantifizierbaren Bereichen ist die Vollständigkeitsmöglichkeit gegeben, einschließlich auch der Möglichkeit unzureichender Bestimmungen (s. o.). Aus diesen Überlegungen folgt für die Organisation von Diskussionseinheiten, daß in ihnen ein möglichst umfassendes Spektrum der Meinungen repräsentiert sein sollte. Selbst abwegig erscheinende Positionen sollten nicht ausgeschlossen werden, weil sie für die Erarbeitung vollständiger Erwägungsalternativen notwendig sind. Feyerabends (1976) Motto "anything goes" (45), das er zwar später als ironische Äußerung abgetan hat (1983: 11), dem er dennoch weiter zugeeignet ist (1984: 148 ff.), hat hier eine gewisse Berechtigung. Lenk (1990: 234 ff.) rückte Feyerabends Position in die Nähe der »Postmoderne«. Für die Metakritik ist vorgefundene Vielfalt nur ein Vorstadium, die verbessert werden soll.

Aus diesen Überlegungen folgt auch die oben entwickelte Konzeption der Zeitschrift, daß sie nicht an bestimmte Strömungen, Richtungen und Schulen gebunden sein sollte. Metakritik hat somit weiterhin zur Aufgabe, ein möglichst umfassendes Spektrum an zu erwägenden Alternativen aufgrund jeweiliger Diskussionseinheiten zu entwickeln. Um so mehr es gelingt, die Zusammenstellung von Kritikrunden schon vorab metakritisch zuzubereiten, um so besser können Metakritiken verwirklicht werden. Je weiter also die metakritischen Fähigkeiten entwickelt worden sind, um so besser kann auch die Forschungsredaktion Diskussionen vorbereiten. Je nach Position werden

verschiedene Formen von Metakritiken möglich sein. Die bisher in EuS erschienenen Metakritiken bestätigen dies. Längerperspektivisch könnten aus den Forschungen zur Metakritik Erwägungsdateien aufgebaut werden, in denen man zu jeweiligen Problemlagen die zu erwägenden Alternativen systematisch zusammengestellt finden könnte. Auch hier wären reflexiv Alternativen zu bedenken.

### Literatur

- Agazzi, E. (Ed.): *La comparabilité des théories scientifiques. Die Vergleichbarkeit wissenschaftlicher Theorien*. Fribourg 1990.
- Anderson, R. J./Hughes, J. A./Sharrock, W. W. (eds.): *Classic Disputes in Sociology*. London 1987.
- Bakshi, O.: *The Crisis of Political Theory*. Delhi 1987.
- Biertvert, B./Wieland, J.: Gegenstandsbereich und Rationalitätsform der Ökonomie und der Ökonomik. In: Biervert, B./Held, K./Wieland, J. (Hg.): *Sozialphilosophische Grundlagen ökonomischen Handelns*. Frankfurt am Main 1990.
- Blanck, B.: Ansätze für eine systematische, Alternativen abwägende Erörterung des psychophysischen Problems - Exemplarische Darlegung in einer Auseinandersetzung mit M. Bunge. *Conceptus* 22(1988), Nr. 55: 3-28. [Überarbeitete Fassung in diesem Buch]
- Bonß, W./Hartmann, H.: Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. In: Bonß, W./Hartmann, H. (Hg.): *Enzauberte Wissenschaft*. Göttingen 1985.
- Carnus, J./Eiting, A.: Die Bedeutung des Paradigmakonzepts für eine integrative Vermittlung ätiologischer und definitorischer Erklärungsansätze in der Devianzforschung. In: Eiting, A. (Hg.): *Menschliches Handeln und Sozialstruktur*. Opladen 1986.
- Carnap, R.: *Logische Syntax der Sprache*. Wien/New York 1968.
- Feyerabend, P.: *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt am Main 1976.
- Feyerabend, P.: *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt am Main 1983.
- Feyerabend, P.: *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt am Main 1984.
- Giesen, B.: *Krise der Krisenwissenschaft? Oder: Wozu noch Soziologie? Soziale Welt* 40(1989)111-123.
- Greshoff, R.: *Theorienvergleich und Theorienentscheidung*. Luhmanns Auseinandersetzung mit Max Weber. Arbeitspapier der "Forschungsgruppe Erwägungskultur". Universität-Gesamthochschule Paderborn, Fachbereich I. Paderborn 1991. [Überarbeitete Fassung in diesem Buch]
- Hall, R. C. W. (ed.): *Psychiatry in Crisis*. Lancaster/Jamaica (N.Y.) 1982.
- Hartmann, H.: *Kritik als Spielraum: Plädoyer für neue Orientierungen*. *Soziologische Revue* 14(1991)142-151.
- Holzer, H.: *Soziologie in der BRD*. Frankfurt am Main 1982.
- Hornann, K./Suchanek, A.: *Methodologische Überlegungen zum ökonomischen Imperialismus*. *Analyse & Kritik* 11(1989)70-93.



- Hondrich, K. O./Matthes, J. (Hg.): Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften. Darmstadt/Neuwied 1978.
- Huber, G./Gross, G.: Wahn. Stuttgart 1977.
- Junge, M.: Die Farben der Revue. Eine empirische Untersuchung der Buchbeurteilungen der Herausgeber der Soziologischen Revue. Soziologische Revue 16(1993)231-242.
- Kazmierki, U.: Grundlagenkrise in der Volkswirtschaftslehre. Ethik und Sozialwissenschaften 4(1993)283-368. (Kritik I: 295-341, Replik I: 342-355, Kritik II: 355-363, Replik II: 363-368).
- Kutschera, F. v.: Grundlagen der Ethik. Berlin/New York 1982.
- Laur, H.: Entscheidungstheorie. Berlin/Heidelberg/New York 1982.
- Lenk, H.: Rationalität und Ethik der Wissenschaft in der Postmoderne. In: Scheuringer, B. (Hg.): Wertorientierung und Zweckrationalität. Opladen 1990.
- Loh, W.: Kombinatorische Systemtheorie: Evolution, Geschichte und logisch-mathematischer Grundlagenstreit. Frankfurt am Main/New York 1980.
- Loh, W.: Unverantwortbarer Fortschritt ohne Fortschritt der Verantwortung? Ethik und Sozialwissenschaften 1(1990 a)77-79.
- Loh, W.: Logische Konstanten als Ausdruck von Entscheidungsbeziehungen und Ontologie. Arbeitspapier der "Forschungsgruppe Erziehungskultur". Universität-Gesamthochschule Paderborn, Fachbereich 1. Paderborn 1990 b. [Gekürzt erschienen in: Zeitschrift für philosophische Forschung 47(1993), Heft 4]
- Ludes, P.: Drei moderne soziologische Theorien. Göttingen 1989.
- Lueken, G.-L.: Inkommensurabilität als Problem rationalen Argumentierens. Stuttgart/Bad Cannstadt 1992.
- Lübbe, H.: Politischer Moralismus. Berlin 1987.
- Luhmann, N.: Soziologie der Moral. In: Luhmann, N./Pfurber, S. H. (Hg.): Theorie, Technik und Moral. Frankfurt am Main 1978.
- Luhmann, N.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 2. Frankfurt am Main 1981.
- Matthes, J.: Quo vadis litteratura sociologica? Soziologische Revue 11(1988)253-256.
- Mozeic, G.: Individualismus und Kollektivismus. In: Acham, K./Schulze, W. (Hg.): Teil und Ganzes. München 1990.
- Müller-Godoffroy, H.: Paradigmenvergleich in den Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main 1981.
- Newton-Smith, W. H.: The Rationality of Science. Boston/London/Henley 1981.
- Opp, K.-D./Wippler, R. (Hg.): Empirischer Theorienvergleich. Opladen 1990.
- Parker, I.: The Crisis in Modern Social Psychology and How to End it. London/New York 1989.
- Patzelt, W. J.: Sozialwissenschaftliche Forschungslogik. München/Wien 1986.
- Rath, M.: Moral zwischen Geltung und Genese. Ethik und Sozialwissenschaften 1(1990)200-207.
- Schneemann, N.: Glaube und Wahn. Ethik und Sozialwissenschaften 1(1990)573-583. (Kritik: 583-624, Replik: 624-630, Metakritik: 630-636).
- Shapere, D.: Reason and the Search for Knowledge. Dordrecht/Boston/Lancaster 1984.

- Thiel, C.: Grundlagenkrise und Grundlagenstreit. Meisenheim 1972.
- Weise, P.: Wirtschaftswissenschaften als Sozialwissenschaft von Entscheidungen. Ethik und Sozialwissenschaften 5(1994), Heft 2 (mit Kritik und Replik).
- Wehrspaan, M.: Konstruktive Argumentation und interpretative Erfahrung. Opladen 1985.
- Welsch, W.: Unsere postmoderne Moderne. Weinheim 1988.
- Weyl, H.: Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft. München/Wien 1966.
- Weymann, A.: Soziologie - Schlüsselwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts? Soziale Welt 40(1989)133-141.
- Zina, P. V.: Framework ist kein Mythos. In: Albert, H./Salamun, K. (Hg.): Mensch und Gesellschaft aus der Sicht des Kritischen Rationalismus. Amsterdam/Atlanta 1993.